

Radio und Fernsehen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundart ja — aber . . .

Die verschiedenen schweizerdeutschen Dialekte sind nicht nur schöne Mundarten, wert, erhalten und gepflegt zu werden auf jede nur denkbare Art, nein, sie erlauben uns auch, manches prägnanter und präziser, mitunter auch kürzer und schlagender auszudrücken, als das in der Schriftsprache möglich wäre. Darum ist eine vermehrte Pflege der Mundart in unseren mündlichen Massenmedien, aber auch anderswo, durchaus zu begrüßen.

Aber dafür gäbe es dann einige Bedingungen. Ich will nicht so weit gehen, zu verlangen, daß der Dialekt rein sei. Wie bei den Hunderassen können auch hier Mischformen ihren Reiz haben. Und diese Vermischung wird nicht aufzuhalten sein, wenn es auch damit wahrscheinlich langsamer vorangeht, als man das seinerzeit geglaubt hat.

Nein, ich möchte nur verlangen, daß es dann, wenn Mundart gesprochen wird, wirklich Mundart ist und nicht ein Gemisch aus Mundart und Hochdeutsch. Das konnte sich ein Gotthelf noch leisten. Da war es ein in der Aussprache und in der Wortwahl berndeutsch „gefärbtes“ Schriftdeutsch, in das mitunter halbe Sätze in reiner Mundart eingeflochten waren. Was man jedoch heute allzuoft hört, ist ein Dialekt, in den schriftdeutsche Ausdrücke und Konstruktionen eingemengt sind.

Ich will mich auf die beiden krassesten Beispiele beschränken. Das eine betrifft das Relativpronomen bzw. den Beginn eines Relativsatzes. In sämtlichen Schweizer Dialekten gibt es (soviel mir bekannt ist) nur eine einzige Möglichkeit des Relativanschlusses, nämlich den Anschluß mit ‚wo‘. Was den Unterschülern mit so viel Mühe beigebracht werden muß, daß man nicht schreiben kann: „Der Mann, wo gestern an unsere Haustüre kam . . .“, das bringt man nun bei den Erwachsenen auch nicht mehr aus ihrem Dialekt heraus. „Dä Tag, a dem euseri geliebt Schwiiz ggründet worden-n-isch . . .“, wird man wieder in Hunderten von 1.-August-Reden hören. Abgesehen davon, daß es statt „geliebt“ wahrscheinlich einfach „liebi“ heißen müßte, ist das „a dem“ in keinem Dialekt möglich. Es kann nicht anders heißen als: „Dä Tag, wo euseri lieb Schwiiz ggründet worden-isch.“ Nach meiner Beobachtung gelingt es Rednern, die sprachbewußt sind, leicht, den wo-Relativanschluß zu beachten, solange der Nebensatz im Hochdeutschen mit dem Relativpronomen beginnt. Sobald aber ein Pronomen dazutritt, wird's schwierig, und dann hört man auch in relativ gepflegtem Dialekt hochdeutsche Relativanschlüsse wie: „Dä Fründ, mit dem zäme-n-ich die Tour gmacht hän“ statt: „Dä Fründ, wo mich uf dere Tour begleitet hät“ oder: „Dä Fründ, wo-n-ich uf dere Tour begleitet hän“. Es gibt Fälle, die lassen sich im Dialekt überhaupt nicht mit einem Relativsatz bewältigen, sondern erfordern eine völlig neue syntaktische Konstruktion. Da zeigt es sich dann eben, daß unsere Dialekte von Natur aus Nebensatzarm sind. Zum Beispiel: „Ein Friede, dessen Grundlage die Angst ist, ist kein Friede.“ Das läßt sich nur zur Not so drehen: „En Fride, wo d'Angscht als Grundlag hät, isch kän Fride.“

Der zweite Kapitalfehler heutiger Dialektsprecher ist die falsche Verwendung von „denn“ im Dialekt. „Sie sind da sicher im Unrächt, dänn e so öppis hät en Bundesrat sicher nie gsäit“ — das ist ein nach dem Prinzip von „oeuf, oeuf, la feu-qui“ (Ei, ei, die Feuerwehr) in den Dialekt übertra-

genes Hochdeutsch. „Denn“ kann im Dialekt nur in zeitlicher Bedeutung verwendet werden, aber niemals zum Einleiten eines Begründungssatzes. Da muß man sich mit einem eingeschobenen „nämlich“ helfen („e so öppis hät nämlich en Bundesrat sicher nie gsäit“).

Meine Frage: Kann nicht der Sprachverein wenigstens mit diesen beiden Forderungen an die Verantwortlichen von Radio und Fernsehen herantreten? Wenn die dort angestellten Dialektsprecher sich dieser beiden Fehler bewußt werden müßten, würden sie vielleicht auch sonst ihren Dialekt etwas mehr vom Hochdeutschen unabhängig machen. Und ihr Beispiel würde sich — davon bin ich überzeugt — auf die Länge auch auf die Sprache ihrer Zuhörer und Zuschauer auswirken.

Markus Jenny

Wort und Antwort

„Regenschutze“ (Vgl. Briefkasten, Heft 2, S. 64)

Mit der Empfehlung — obwohl der Duden dies nicht erwähnt — die Mehrzahl *Regenschutze* zu bilden, bin ich grundsätzlich einig; doch tut mir dieses Wort weh. Es sollte meiner Ansicht nach *Regenschütze* heißen. Die einsilbigen Wörter mit kurzem *u* bekommen doch in der Mehrzahl meistens den Umlaut *ü* (*Kuß* — *Küsse*, *Strumpf* — *Strümpfe*, *Lust* — *Lüste* usw.). Was meinen Sie dazu?

Hans Behrmann

Antwort des Auskunftgebers: Sie haben grundsätzlich recht, doch ist die Pluralform ‚Schütze‘ schon belegt für Elektroschalter und Flußwehre. Ein entsprechendes Beispiel, wo auch *u* und *ü* für den Plural zur Unterscheidung dienen, ist ‚die Drücke‘ in der Technik, aber ‚die Drucke‘ im Buchdruck.

„Sprachspiegel“-Heft 2

Mir persönlich hat der „Sprachspiegel“ bisher die Möglichkeit geboten, Meinungen einer Gruppe kennenzulernen, die sich im schweizerischen Sprachleben an den Rand gedrängt fühlt. Ein Stück weit mochte ich daher Verfassern und Lesern dieser Zeitschrift in Gefühl und Geist zu folgen; die zur Verbreitung durch deren Zweimonatsschrift zugelassenen Ansichten lassen mich jedoch gelegentlich auf eine gewisse Verbitterung schließen, welche notwendig zunehmen muß, nicht abnehmen kann, weil das Recht auf Sprechen immer weniger das Vorrecht einer ausgewählten Minderheit bleibt. Daher passen sich die Träger von gesprochenen und geschriebenen Äußerungen dem Volksmittel, also dem statistischen gemeinsamen Nenner an. Daß dieser nun eher ein ‚schweizerischer‘ denn als ein ‚deutscher‘ ist, führt offensichtlich zu einem Zustande, den man bei Ihnen als Ärgernis empfindet. Eine gekränkte Seele veranlaßt leider oft den Geist unvernünftig zu antworten. So, wie ich die Meinungen der als Leitartikel oder Kommentar gekennzeichneten Zeitungsabschnitte hinzunehmen, wenn auch nicht zu teilen bereit bin, so befremden mich zwar nicht alle, doch einige wenige Aufsätze Ihrer Schrift. In der Nummer 2